



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Chinesen und sehen vor allem darauf, daß ein Zopf so lang ist wie der andre. Dies sehen müssen und nicht ändern können, ja selbst mitmachen zu müssen, das ist zum auf die Pappelbäume steigen.

Damit stülpte der Professor seinen Hut auf den Kopf und rannte davon, ohne Gute Nacht zu sagen. Die zurückbleibenden lachten. — Heute hat er sich aber eine Güte gethan, sagte Kollege Fritsche.

Das ist immer so, erwiderte Kollege Schtephake; wenn er mehr als fünf Gläser Glühwein weg hat, so fängt er an zu lästern.

Zu Ostern wurde Max Frosch gegen alle Erwartung versetzt. Es soll seinetwegen in der Beresungskonferenz böse Auseinandersetzungen zwischen dem Direktor und dem Kollegen Hirschhorn gegeben haben, und eine längere ernste Verstimmung zwischen beiden die Folge gewesen sein. Max Frosch ging aber dennoch ab. Als ich neulich in Wizenhausen war, um die dortige Kolonialschule, über die ich berichten sollte, anzusehen, fand ich Max Frosch unter den Zöglingen. Er sah in seiner schmutzen Tropentracht ganz menschlich aus, hatte die Trübsalstieme abgelegt und war wieder der alte Pfarrsch-Max. Aus dem Studium wird freilich nichts werden, auch Postsekretär wird er nicht werden, vielleicht wird aber doch etwas Erfreuliches und Brauchbares aus ihm.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre taktischen Vorschriften. Mit dem im vorigen Jahre erschienenen Exerzierreglement für die Feldartillerie schließt die Reihe der Vorschriften für die drei Hauptwaffen ab. Den Anfang machte das Exerzierreglement für die Infanterie vom 1. September 1888, dann folgte das für die Kavallerie vom 16. September 1895. Sie sind geraume Zeit bei den Truppen als sogenannte Entwürfe gebraucht worden, damit sie noch eine gewisse Läuterung durchmachen sollten, ehe sie durch die Bestätigung des Allerhöchsten Kriegsherrn zum Gesetz erhoben würden. In der Einführungsordre ist der ganz bestimmte Wille ausgedrückt worden, daß künftig nur diese Bestimmungen maßgebend sein sollen. Wie wir in einem an dieser Stelle gebrachten Aufsätze „Die Offiziere des Beurlaubtenstandes“ hervorgehoben haben, sind ohne das Studium der Reglements und der Vorschriften die höhern Anordnungen nicht zu verstehn. Auf dem Wissen ruht das Selbstvertrauen, und dieses ist die wahre Quelle des selbständigen Handelns, das schließlich den Erfolg gewährleistet. Denken wir an die Massenaufgebote für künftige Kriege, so möchten wir noch einen Schritt weitergehn und sagen: dieses Verständnis für militärische Grundsätze muß noch über die berufenen Führerkreise hinausbringen und in den gebildeten breiten Volksschichten Wurzel fassen; es muß gewissermaßen zum Gemeingut des Volkes werden.

Die Einleitung dieser drei Vorschriften lautet, abgesehen von den besondern Eigentümlichkeiten der Truppengattung, beinahe gleich; so heißt es unter Nr. 1: „Das Exerzieren bezweckt Schulung der Führer und Mannschaften für den Krieg. Alle Übungen müssen deshalb auf den Krieg berechnet sein. Die wichtigsten Anforderungen aber, die der Krieg stellt, sind strengste Mannszucht und Ordnung bei höchster Anspannung aller Kräfte. Diese Eigenschaften der Truppe so anzu-

erziehen, daß sie ihr zur andern Natur werden, ist ein Hauptzweck aller Übungen. Im Kriege verspricht nur Einfaches Erfolg. Es handelt sich daher nur um die Erlernung und Anwendung einfacher Formen, die aber mit Genauigkeit und bis zur vollen Sicherheit eingeübt werden müssen. Alle Künsteleien sind unterlagt.“

Die hierauf folgenden fünf bis sechs Nummern liefern Grundsätze für die betreffende Waffe, wie sie klarer und einfacher nicht hingestellt werden können. Hieran schließt sich für die Infanterie der erste Teil oder die sogenannte Schule, während der zweite Teil das Gefecht bespricht. Bei der Kavallerie behandelt der erste Teil die Ausbildung zu Fuß, der zweite die zu Pferde, der dritte Teil das Gefecht. Im Regiment der Feldartillerie berücksichtigt erst der vierte Teil das Gefecht, während die vorhergehenden Abschnitte die Ausbildung ohne Geschütz, am unbespannten und bespannten Geschütz behandeln.

Der ganze zweite Teil des Exerzierreglements für die Infanterie darf als die beste taktische Elementarlehre bezeichnet werden; er stellt die Gefechtsführung auf sichere, einfache und durchsichtige Grundlage. Der Kampfeinsatz von Bataillon, Regiment, Brigade erfolgt nach Gefechtsbedarf und Auftrag in Kampfgliederungen nach dem freien Ermessen der Führer. Der Abschnitt „Ausdehnung und Gliederung“ liefert die Gesetze für die Grundentwicklungen zum ersten Gefechtsbedarf. Die Ausdehnung einer Truppe richtet sich nach dem Gefechtszweck, ob man angreift, abwehrt oder zurückgeht. Selbständiges Auftreten verlangt eine Gliederung nach der Tiefe. Deshalb bestimmt man für die Einleitung des Gefechts den schwächern Teil und scheidet den stärkeren zunächst als Reserve aus. Diese ist dann für den weiteren Verlauf das Reservoir für den Kräfteinsatz zur letzten Entscheidung oder zur Deckung des Rückzugs. Bei der im Anschluß kämpfenden Truppe wird die Reserve auf dem nicht angelehnten Flügel verwandt. Wer auf beiden Flügeln angelehnt ist, ist zur stärksten Frontentwicklung befähigt. Die Tiefenabstände für die hintern Abteilungen richten sich nach der Absicht des Führers und nach dem Gelände. Beim Angriff kann es sich um ein Begegnungsgefecht, um einen nahezu aufmarschierten Gegner, oder aber um eine vorbereitete Verteidigungsfront handeln. Diese verschiedenen Arten verlangen auch verschiedene Maßnahmen. Der Hauptzweck hierbei ist aber immer die Herbeiführung der Feuerüberlegenheit. Diese wird am erfolgreichsten durch die Umfassung gewonnen; sie muß aber schon in der ersten Entwicklung vorbereitet sein und darf nicht aus der vordersten Gefechtslinie entstehen. Die Verteidigung ist abhängig vom Gelände, muß mit einem Angriff gepaart sein und im übrigen die Feuerkraft ausgiebig verwerten.

In dem dritten Teil des Kavallerie-Exerzierreglements — Anleitung für die Verwendung im Kriege — ist dem Kavallerieführer ein ganz hervorragender Platz eingeräumt. Scharfes Auge, richtiger Blick, schneller Entschluß, fester Wille, sowie die Gabe, diesen in klaren, kurzen Befehlen auszudrücken, kaltblütige Ruhe zum Abwarten des günstigen Augenblicks und frischer Wagemut, rücksichtslos alle Kräfte einzusetzen, müssen sich in seiner Person vereinigen. Weiter werden behandelt das Gefecht zu Pferde, insbesondere das Gefecht der Eskadron bis zu dem der Division. Beim Gefecht gegen Kavallerie ist die Angriffsrichtung und die Angriffsform bestimmend. Beim Gefecht gegen Infanterie ist die schnelle Ausnutzung des richtigen Augenblicks entscheidend, die Form hierbei ist einerlei. Artillerie muß in der Flanke und im Rücken angefaßt werden, wobei die zu ihrem Schutz aufgestellten Truppen zu beachten sind. Das Gefecht zu Fuß soll den Kavalleristen selbständiger und von den andern Waffen unabhängiger machen; hierbei ist hauptsächlich der Angriff auf Engen, Gehölze, Gehöfte berücksichtigt, die den Vormarsch hindern; die Kavallerie soll die Marschkolonnen durch Feuer belästigen, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln,

ihre Stärke besser zu erkennen, ihren Zusammenhalt zu lockern, ihnen Aufenthalt zu bereiten, indem man sie zur Entwicklung zwingt oder aus der Marschrichtung ablenkt usw. Die Verteidigung strebt an, Ortlichkeiten bis zum Eintreffen der eignen Truppen festzuhalten, bei Bewegungen nach rückwärts den Feind aufzuhalten, ihn zur Entwicklung zu zwingen, wodurch er Zeit verliert, zurückgehende eigne Kavallerie an Engen aufzunehmen oder die eignen Unterkunftsorte zu verteidigen usw. Endlich haben alle Kavallerieabteilungen, wenn im Gefecht die Entscheidung naht, was meist durch Erlöschen des Feuergefechts erkennbar sein wird, von selbst vorwärts zu eilen; jeder Führer ist persönlich dafür verantwortlich, daß alles nach den Umständen Mögliche von ihm angeordnet wird, um den Verbleib des abziehenden Feindes festzustellen und ihn an der Klinge zu behalten. Auch gilt am Schlusse der alte Fredericianische Grundsatz, daß sich die Kavallerie niemals angreifen läßt, sondern immer zuerst angreift.

In ganz besonderm Maße interessiert uns das neue Exerzierreglement der Feldartillerie, zumal da es in innigen Beziehungen zu der Neuformierung steht, die mit dem 1. Oktober in Kraft getreten ist. Sie weist jeder Infanteriedivision eine Feldartilleriebrigade mit zwei Regimentern je zu sechs Batterien in zwei Abteilungen zu. Die Brigaden führen die Nummern der entsprechenden Division. Ausnahmen hiervon machen zunächst noch die 37. und 39. Division beim I. und XIV. Armeekorps, die nur je ein Regiment haben. Besonders erwähnenswert ist die Formierung einer Haubitzen- (Steilfeuergeschütz-) Abteilung bei jedem Armeekorps, während die übrigen Abteilungen mit Feldkanonen (Flachbahngeschützen) ausgerüstet sind. Mit dieser Neueinteilung ist die bisherige Einrichtung der sogenannten Korpsartillerie weggefallen und damit eine alte Streitfrage beendet worden. Die einen fanden in der Korpsartillerie das Mittel, das den kommandierenden General eines Armeekorps befähigte, den Kampf nach seinem Willen zu beherrschen, und sahen in dem gesicherten Bestand von vierzig bis fünfzig referierten Geschützen eine große Gewähr für den Sieg. Die Gegner empfanden namentlich im Bewegungskriege die Zuteilung der Korpsartillerie zu einer Division wie eine Last, die wegfällt, wenn sie gleichmäßig auf die Divisionen verteilt wird. Durch die jetzige Einteilung sind die Divisionen zu größerer Selbständigkeit gelangt, zumal da es künftighin zu der Aufgabe der Artillerie gehören wird, schon in den Marschordnungen den Schwerpunkt ihrer Feuermacht mehr nach vorn zu verlegen, um schon beim beginnenden Kampf die Bahn zum Siege zu brechen.

Die Artillerie ist überhaupt die Waffe, die auf taktischem Gebiete in den letzten Jahren die größten Fortschritte aufzuweisen hat. In den allgemeinen Grundsätzen für das Gefecht wird scharf betont, daß der Artilleriekommandeur genau nach den Absichten der Gesamtführung zu handeln habe, und zwar nicht sowohl bei der Einnahme der ersten Gefechtsstellung, als auch beim Stellungswechsel, bei der Begleitung des Infanterieangriffs auf die nahen Entfernungen, bei der Verteidigung zur Feuereröffnung und zum notwendigen Zurückziehen der Batterien. Nicht minder aber wird die Forderung selbstthätigen Eingreifens gestellt, z. B. bei der Verfolgung und dem Mißlingen des Infanterieangriffs. Also neben dem Handeln auf Befehl auch Selbstentschluß! Neben der vollen Hingebung an die Absichten der höhern Führung muß der Artilleriekommandeur den richtigen Augenblick zum Eingreifen in einen sich neu entwickelnden Gefechtsakt wahrnehmen; so wird er am besten „den Absichten des Truppenführers entgegen- und zuborkommen.“ Mit andern Worten: der Truppenführer befiehlt nur das, worauf er bestimmten Wert legt, und überläßt das Übrige der Initiative der Artillerie. Die Gesamtführung darf sich nicht in Einzelheiten verlieren, da ihr sonst der Blick fürs Ganze verloren geht. Sie muß voraussetzen, daß die Artillerie am richtigen Orte steht und mit

den Kampfsentscheidenden Zielen beschäftigt ist. Wir wollen auf die Einzelheiten nicht weiter eingehn, die in dem bisher besprochenen vierten Teil für die Fachtweise der Artillerie noch unerwähnt geblieben sind, sondern wenden uns zum Schluß noch mit einigen Worten zu der alles verbindenden Felddienstordnung vom 1. Januar 1900, zumal da wir hier die Anhaltspunkte für das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen finden.

Vor allem hebt die Einleitung hervor, daß nur im Laufe der Zeit die Mannszucht erreicht werden kann, die der Grundpfeiler der Armee, die Vorbedingung für jeden Erfolg ist und für alle Verhältnisse mit Energie begründet und erhalten werden muß. Es wird ferner der Wert des Turnens für die Einzelausbildung erläutert und betont, wie hauptsächlich die persönliche Haltung der Offiziere von bestimmendem Einfluß auf den Untergebenen sei. Es genügt eben nicht, daß man befiehlt, sondern es kommt darauf an, wie man befiehlt. Als Hilfsmittel für die Weiterbildung der Offiziere sind Kriegsspiel, Vorträge, Winterarbeiten und Übungsreisen empfohlen. Hier soll auch der Hinweis auf die Offiziere des Weurlaubtenstandes nicht vergessen sein. Die Ausbildung der Unteroffiziere liegt vornehmlich in der Hand der Kompagnie-, Eskadron- und Batteriechefs. Auf der Einzelausbildung baut sich der Fortschritt der Abteilungen in den verschiedensten Dienstzweigen allmählich auf, bis endlich die Übungen der größern Truppenverbände das militärische Dienstjahr abschließen. Die Einleitung endet mit den Worten, „daß ein jeder — der höchste Führer wie der jüngste Soldat — sich stets bewußt bleiben muß, Unterlassen und Versäumnis belasten ihn schwerer als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel.“

S. III.

Wieder eine neue Geschichtsphilosophie! Die idealistische Reaktion gegen den abflauenden darwinischen Wind überschüttet uns mit einer wahren Sturmflut von Büchern und Broschüren. Zu den beachtenswerten unter diesen meist mehr gutgemeinten als gegliederten Natur- und Welterklärungsversuchen gehört ein Büchlein von Otto Werner: Die Menschheit; Gedanken über ihre religiöse, kulturelle und ethnische Entwicklung (Leipzig, E. Haberland, 1899). Zwar seine Naturerklärung, die er in einem frühern Buche (Die Stellung des Menschen in der beseelten Schöpfung) dargelegt hat und in der Einleitung zur vorliegenden Schrift kurz zusammenfaßt, klingt ziemlich phantastisch. Daß er den Menschen aus Gott hervorgehn und zu Gott zurückkehren läßt, stimmt ja mit dem Grunddogma des Christentums und aller idealistischen Philosophien überein, aber daß er den Menschen vor den Tieren entstehen läßt, stimmt weder mit der Bibel noch mit irgend einer idealistischen oder materialistischen Philosophie überein und erinnert an die heutzutage wieder sehr häufigen gnostischen Schwärmereien. Nach ihm sind die Tiere verkümmerte Menschen, die sich auf den verschiedenen Entwicklungsstufen der Menschheit von dieser abgezweigt haben. Diese Phantasie legen wir ohne Glossen ins Kabinett der prähistorischen Kuriositäten. Dem dagegen, was er über die Entwicklung der historischen Menschheit sagt, können wir das Zeugnis nicht versagen, daß es ein durch Kühnheit und Folgerichtigkeit imponierender, wenn auch im einzelnen sehr ansehnlicher Gedankenbau ist. Von den Tieren, führt er aus, die durchaus an die Befriedigung sinnlicher Gegenwartsbedürfnisse gebunden sind, unterscheidet sich der Mensch durch die Freiheit, oder was dasselbe ist, durch Sittlichkeit und Religion. Das Wesen der Sittlichkeit besteht in dem Nichtgebundensein an das Gegenwartsbedürfnis, in dem Trachten über dieses hinaus nach einem Zukünftigen und Höhern; das Grundgebot der Sittlichkeit aber lautet: Wahre deine Freiheit. Und Religion ist die Bestimmung des Menschen auf seinen Ursprung und seine Bestimmung. Sittlichkeit und Religion sind demnach von Ursprung an dem

Menschen ins Herz gelegt und nicht voneinander zu trennen. Der Kampf um das Dasein, in dem der Mensch seine Anlagen entfaltet und sich zu höherer Vollkommenheit emporarbeitet, ist ein Kampf um die Behauptung der Freiheit. Die Menschen, denen diese Behauptung gelingt, bilden die edeln Nationen, den Kern der Menschheit, die Zukunftsvölker, die, je nachdem, den passiven Heroismus oder den der That bewähren; jenen, der bis zur Aufopferung des Lebens geht, besonders den unpersönlichen Mächten gegenüber, die die Freiheit beschränken oder unterdrücken wollen, diesen im Kampf mit persönlichen Feinden. Die übrigen Völker zweigen sich vom Stamme auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen ähnlich ab wie vor- und nachmals die Tiere und verkümmern. Solche Verkümmernung schließt eine imponierende Blütenpracht nicht aus. Indem ein Volk auf den heroischen Kampf um das Höchste verzichtet, werden ihm Kräfte für die Befriedigung der Gegenwartsbedürfnisse frei, durch deren Anwendung es eine Kultur erzeugt, die dem Genuß dient. Eine solche Kultur ist die antike gewesen, daher mußten ihre Träger, die Griechen und Römer, zu Grunde gehn. Völker von wahrer Geistes- und Herzenskultur bleiben in der äußerlichen Kultur oft hinter andern zurück; wo diese äußerliche Kultur durch die wirtschaftliche Abhängigkeit der Mehrzahl von einer Minderheit der Besitzenden erkauft wird, da ist die wahre Kultur verloren gegangen. (Wer dünkte da heute nicht an den Gegensatz zwischen Engländern und Buren!)

Der edle Stamm nun, von dem die schwächern Zweige abgefallen und zu Wesen unedler Art verkümmert sind, ist die indogermanische Völkerfamilie. (Man liebt diese Bezeichnung heute nicht mehr, wenigstens gebraucht man sie nicht gern im ethnologischen Sinne, da man annimmt, daß die eigne Sprache leicht aufgegeben und mit einer fremden vertauscht wird; Werner, der viel Sprachgelehrsamkeit entfaltet, scheint noch gleich den frühern Forschern die Sprache für das sicherste Kennzeichen der Abstammung zu halten und auf anatomische Merkmale wenig zu geben. So hält er die Bewohner des heutigen Deutschen Reichs für ziemlich reine Germanen; die dunkeln Haare und Augen erklärt er aus klimatischen und sozialen Einwirkungen; auch die Kinder der brünetten deutschen Eltern würden meist blond geboren, und die Charaktereigenschaften der heutigen Deutschen, die Freiheitsliebe, Gutmütigkeit und Treue, wie die Spiel-, Kauf- und Sauflust, ließen den altgermanischen Charakter ganz klar erkennen.) Aber bei diesem Stamme, der durch die zwischen zwei Eiszeiten fallende Sintflut in Turkestan von der in andern Ländern und Erdteilen fortlebenden vorsintfluthlichen Menschheit abgesondert worden ist, wiederholte sich der Prozeß der Abzweigungen. Alle abgezweigten Völker und Völkerfamilien, zuerst die Semiten, dann die Gräko-Italiker, dann die Slawen, dann die Romanen, zuletzt die amerikanischen Angelsachsen, sind auf eine tiefere Stufe hinabgesunken, nur die Germanen und deren rein gebliebener Überrest, die Deutschen, haben den der Menschheit in der Urzeit anvertrauten Schatz bewahrt und in Freiheitskämpfen, namentlich im Kampfe um die Gewissensfreiheit von der Reformation ab, verteidigt. Sie allein sind daher auch die wirklichen Träger des Christentums geblieben, das überall sonst mißverstanden und zu einem Kultus herabgesunken ist gleich den heidnischen Religionen, d. h. zu einer Zauberkunst, durch Kulthandlungen die Gottheit zur Gewährung von Vergünstigungen zu bewegen oder zu zwingen. Den echt sittlichen Sinn haben die Germanen schon in der Ausbildung ihrer Mythologie dadurch erwiesen, daß sie ihren Göttern zwar, wie es deutschem Sinne ziemte, treu blieben, dieselben Götter aber ihrer vielen Verbrechen wegen schuldig erkannten und zum Untergange verurteilten. In dieser Krisis kam ihnen das Christentum zu Hilfe, indem es ihnen durch die Person des Gottmenschen das wankende Vertrauen auf die eigne sittliche Kraft wiedergab. Der Tod Christi ist nur als Bewährung der Treue gegen die höchsten Aufgaben der Menschheit zu fassen, nicht als Sühnopfer im dogmatischen Sinne. Der Er-

löser mußte aus dem verdorbenen Volke hervorgehn, weil nur im Kampfe gegen äußerste Verderbnis und gegen fortwährende Verdunklungen und Verzerrungen der Wahrheit der Gottesbegriff und die sittlichen Anschauungen zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgeführt werden konnten, während reine und edle Völker wenig Sittenprediger und Propheten haben, daher für die Begründung einer neuen bessern Religion keinen geeigneten Boden abgeben. Aber Träger einer solchen können gerade nur sie werden. Für die Menschen, unter denen Christus auftrat, war seine Religion nicht bestimmt, und Judenmissionen sind ein thörichtes Unternehmen; was Christus und den Aposteln nicht gelungen ist, das kann modernen Predigern nimmermehr gelingen; bedeutet doch das Judentum nichts andres als die Verwerfung Christi, die bewußte und entschiedne Abwendung vom höchsten Ziele der Menschheit und die Entscheidung für das Irdische, für den gegenwärtigen Besitz und Genuß. Und auch die übrigen Bewohner des römischen Reichs haben das Christentum nur äußerlich angenommen, verstanden und innerlich aufgenommen haben es nur die Germanen. Verdorbne Völker zu bessern ist es weder bestimmt noch fähig, es ist die natürliche Religion der edeln und gesunden Völker; darum dürfen sich auch die Missionen unter den schwarzen und gelben Völkern keinen Erfolg versprechen. Nach alledem sind die Deutschen als das Volk der Zukunft anzusehen. Pflicht und Aufgabe des Germanentums ist es demnach, „sich die unbedingte Freiheit zu bewahren. Freiheit fordert zwar alle Welt, aber es fragt sich, für welche Ziele sie in Anspruch genommen wird. Unbedingte Freiheit kann nur da in Anspruch genommen werden, wo es sich um das höchste Ziel handelt. Solange die auf niedrigere Ziele gerichteten Bestrebungen dem höchsten nicht im Wege sind, mag ihnen die Freiheit gegönnt sein. Sobald aber die Verfolgung des höchsten Ziels durch jene erschwert oder unmöglich gemacht wird, erwächst denen, die ihm leben, die Pflicht, sich freie Bahn zu schaffen. . . . Freiheit für das Gewissen kann nur da bestehen, wo geistige Freiheit überhaupt eine Stätte hat. Wo der freie Gedanke, das freie Wort sich nicht hervorwagen darf, da ist auch das Gewissen, der Richter der Gedanken und Worte, seines Stuhls entsetzt. Einem gesunden Volke ist das unerträglich; daher galt schon bei den alten Germanen das freie Wort als des freien Mannes heiligstes Recht.“ Leider sei der Freiheit aus dem eignen Lager ein gefährlicher Feind erstanden; unsaubre Geister machten sich die Freiheit zu nuge, das Volk irre zu führen; an die Stelle des geistigen Despotismus sei ein geistiges Banditentum getreten. Nicht durch obrigkeitliche Zensur zwar solle die verderbliche Zeitungsschreiberei bekämpft werden, aber das Volk müsse sich selbst helfen; es dürfe die Freiheit nur solchen einräumen, die Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geist seien, nicht von Fremden die Seelen seiner Angehörigen morden lassen. Die andre Aufgabe des Germanentums sei, „daß es die berufliche und wirtschaftliche Selbständigkeit seiner Einzelglieder aufrecht erhalte, oder besser, wiederherstelle. . . . Es giebt keine Gewissensfreiheit ohne Selbstverantwortlichkeit, diese aber ist nicht möglich ohne das erforderliche Maß äußerer, namentlich beruflicher und wirtschaftlicher Selbständigkeit.“ Die heutige Lage vieler Arbeiter bleibe in dieser Beziehung weit zurück hinter der der Hörigen im alten Germanien. Schreibe doch Tacitus von den Germanen: „Sie brauchen die Sklaven nicht so wie wir zu häuslichen Diensten, sondern jeder schaltet über ein eignes Haus, über eigne Penaten.“ Nicht sowohl das geringe Einkommen mache die Arbeiter unzufrieden, als die Abhängigkeit und der Mangel eines eignen befriedigenden Heims, und daß sie darüber empört seien, es sich nicht geduldig gefallen lassen, gerade das bezeuge die Volksgesundheit; was verkehrt und verwerflich sei an der Arbeiterbewegung, das Sozialdemokratische, das stamme aus dem Judentum. Wenn die natürlichen Bedingungen für die Erfüllung dieser Forderung fehlen sollten, so müsse sie sich das deutsche Volk mit dem Schwerte erobern; jedenfalls müsse die Macht

der Plutokratie gebrochen werden. Mit dem Ausblick auf das Jenseits schließt das schwungvoll geschriebne Buch.

August von Goethe und Johann Peter Eckermann. Der in Heft 4 der Grenzboten von Herrn Professor A. Stern veröffentlichte Brief August von Goethes d. d. Rom, den 16. Oktober 1830 hat folgende Nachschrift: „Den Brief von Soret an Eckermann kann ich leider nicht abgeben, da derselbe mich in Genua treulofer Weise verlassen.“ Die letzte Wendung könnte falsch gedeutet werden. Der Schreiber dieser Zeilen ist in der Lage, den thatsächlichen Grund angeben zu können, aus dem Eckermann in Genua die gemeinsame Weiterreise aufgab und allein nach Deutschland zurückkehrte. Dieser Grund war eine ernste Erkrankung, die die Fortsetzung der Reise nach Mittelitalien unmöglich machte. Das ergibt sich aus dem noch ungedruckten Nachlaß J. P. Eckermanns, der zu Hannover im Besitze des Bibliothekars und Altertumsforschers Friedrich Tewes ist. Dieser hat den wertvollen Handschriftenschatz vor ungefähr sechs Jahren aus der Hinterlassenschaft des in Hannover gestorbenen einzigen Sohnes J. P. Eckermanns, des Malers Karl Eckermann, erworben und bereitet ihn gegenwärtig zur Herausgabe vor. Zur Zeit des Goethejubiläums im vergangenen Jahre hat der Besitzer mir in dankenswerter Liberalität einen Einblick in seinen Schatz gewährt, und so war es möglich, damals den Goethefreunden wenigstens eine kurze Nachricht über das Vorhandensein und den Inhalt des Eckermannschen Nachlasses zu geben (siehe Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 19. August 1899 I. Morgenblatt). Für die Leser dieser Zeitschrift sei hier kurz rekapituliert, und zwar mit Übergehung des Unwesentlichen: Der äußerst umfangreiche Nachlaß enthält zunächst eine große Zahl von ungedruckten Briefen. Da sind Briefe vom Kanzler von Müller, von Riemer, Stieglitz, Zelter, Zauper, Karl von Holtei, La Roche, Karl Meier, Nicolovius, Ampère und andern; sechs reichhaltige Briefe von Ferdinand Freiligrath; Briefe und Mitteilungen von der Goethischen Familie, von August von Goethe und Wolfgang von Goethe; siebenunddreißig sehr interessante Briefe von dem jetzigen Großherzog von Sachsen-Weimar. Ferner enthält der Nachlaß eine Anzahl von Briefen, die Eckermann zu Lebzeiten Goethes an Bekannte geschrieben hat, und die manche Bemerkungen über den Weisen von Weimar enthalten. Die wichtigste Gruppe der Handschriften aber sind die Briefe, die J. P. E. während seiner dreizehnjährigen Verlobungszeit an seine Braut geschrieben hat. Diese Briefe enthalten eine Menge von Mitteilungen über Goethe, Aussprüche von ihm, Berichte über Gespräche mit ihm usw., und sie sind in der That eine Art Ergänzung der drei Bände von Eckermanns Gesprächen mit Goethe. Von Goethes Hand enthält der Nachlaß die Inschrift zu dem Stammbuch, das Goethe Eckermann überreichte, als er sich im Jahre 1830 anschickte, mit August nach Italien zu reisen; außerdem die Schlußworte zu dem Vertrag mit Eckermann über die Herausgabe der Werke, am 15. Mai 1831 von Goethe geschrieben und am 10. Juni von dem Greise mit markigem, an die Jugendhand erinnerndem Federzuge unterzeichnet, gleichsam als wolle er sagen: Seht, hier ziehe ich die Summe meines Lebens! — Die Veröffentlichung des Nachlasses wird, das ist kein Zweifel, manche Frage lösen, vielleicht auch manche neue aufwerfen. Jedenfalls wird das Verhältnis Eckermanns zu Goethe und dessen Sohn August in einem klaren Lichte erscheinen. Möge der Herausgeber uns bald mit dem ersten Bande erfreuen! Abgesehen davon, daß unter dem vielen für jeden etwas sein wird, werden alle Goethefreunde den Nachlaß Johann Peter Eckermanns dankbar begrüßen als das letzte litterarische Vermächtnis eines treuen Mitarbeiters unsers großen Dichters.

Hannover

Dominik Hinneschiedt

Altnürnberg. Modern. Da fast alle, die heute die vergangne Kunst erforschen oder darstellen, dabei den Blick auch auf die Gegenwart gerichtet halten, bald kritisch abweisend, bald zustimmend und hoffnungsvoll, so kann es sich auch wohl einmal zutragen, daß wir von derselben Seite auf einen Wurf Althistorisches und Hochmodernes zugleich bekommen. Paul Johannes Rée schildert in einem Bande mit 163 Abbildungen (Nr. 5 der Berühmten Kunststätten, Leipzig und Berlin, Seemann) Nürnberg, die Stadt, die uns Deutschen in der Erinnerung an die Kunst unsrer Vergangenheit die liebste und die reichste ist, wenn sie auch leider nicht alles mehr beherbergt, was uns in diesen Bildern vorgeführt wird, z. B. nur weniges noch von Dürer. Aber das alte Stadtbild ist noch lebendig, und nirgends finden wir so viele kunstvolle Häuser, so viel Kleinskulptur, so viel sichtbares und ohne Studium in die Augen fallendes Kunsthandwerk. Alles das wird in dem gut geschriebnen Buche lichtvoll dargestellt, mit der Wertschätzung, die es verdient, und mit dem Blick für das Hauptsächliche und Wichtige, der sich nur vielleicht in die altnürnbergische Malerschule für die Ansprüche seiner meisten Leser ein wenig zu tief verloren hat, wobei dann doch das Interessanteste, der Jacopo de' Barbant, sehr obenhin abgethan wird. Die Anordnung ist klar überlegt, in der Hauptsache geschichtlich, sie führt uns bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts und umfaßt außer dem aus der allgemeinen Kunstgeschichte Bekannten so viel Neues, Seltmes und Wertvolles, daß dieses schöne Buch über Nürnberg mit seinem genauen Register ganz ohnegleichen dasteht. Überflüssig sind die Litteraturanmerkungen. Der Verfasser bedurfte ihrer zu seiner Legitimierung nicht. Wollte er aber hier jede Kleinigkeit aufbahren, so hätte er wenigstens ein Buch nicht weglassen sollen, das wirklich genügt und lange Zeit hindurch viele Menschen erfreut hat: Hagens Norica, noch vor kurzem in siebenter Auflage erschienen.

Wenn unsre alten Städte seit 1870 begonnen haben, ihr Gesicht zu verändern, weil man in sie hineinbaut für ganz neue Bedürfnisse und ohne Rücksicht auf das schöne Alte, auch wo man diese einmal nehmen könnte, so beklagen wir historisch gebildeten Stimmungsmenschen das, und wir meinen, zu keiner andern Zeit könnten die großen und mittlern Städte so bunt und unharmonisch ausgesehen haben. Hin und wieder äußerte ja ein älteres Stilvorbild noch seine Wirkung, und namentlich die öffentlichen Behörden bemühten sich manchmal, den Eindruck eines Plages nicht durch kreischende Neuheiten zu zerstören, was dann die einen zu loben fanden, während die andern so viel Umstände nicht begriffen. Auch Nürnberg weiß von diesen Dingen zu sagen. Daß sentimentale Gemüther hier nicht auf des Verfassers Unterstützung zu rechnen haben würden, zeigt eine von ihm in demselben Verlage herausgegebne Broschüre: „Modern, der rechte Weg zum künstlerischen Leben, eine apologetische Studie,“ deren polemische Strenge durch gewinnende novellistische Einkleidung gelindert wird. Die alte und die neue Zeit messen nämlich ihre Ansprüche in einem Salon unter den Nachwirkungen eines guten Dinners, das ja der Debatte die ärgsten Schärfen zu nehmen pflegt. Das Alte vertritt ein gebildeter Sammler, ein ältrer Mann, der den bisherigen Gang der Geschichte kennt und mit der Mannigfaltigkeit der Stilformen, die unsrer Zeit für alle ihre verschiednen Zwecke zur Verfügung stehn, zufrieden ist. Er findet im Bauwerk und in der Zimmereinrichtung (denn um diese handelt es sich ja in dieser Frage des „Modernen“ zuerst und hauptsächlich) für jeden Geschmack gesorgt, die Erfindung neuer Formen kaum noch möglich und den sich meldenden neuen Stil ebenso überflüssig wie in seiner Erscheinung unvortheilhaft. Ehe man seinen Gegner hat reden hören, könnte man wirklich denken: der Mann hat doch eigentlich gar nicht so unrecht! Aber der andre, ein junger Maler, führt seine Sache freilich noch besser. Auch sein Feind müßte ihm lassen, daß seine Art, die moderne Richtung in Kunst-

ausdrücke einzuwickeln, etwas sehr Einschmeichelndes hat. Der Moderne vermeidet die alten Formen nicht, weil er sie verachtet, sondern weil er von ihnen gelernt hat, daß die Schönheit immer das natürliche Ergebnis einer Reihe von Funktionen ist, die mit Nachahmung vorhandener Kunstformen nichts zu thun haben. Zweck, Eigenschaften des Materials, technische Behandlung und ideale Bestimmung des Gegenstands bilden die Formen. Das Ornament ist die Sprache der Zeit, die es versteht, das historische Ornament ist für uns ein Zitat aus einer fremden Sprache, unsre Linienzüge aber sollen ausdrücken, was wir empfinden. (Hier hätte der Ältere sagen können: „sollen, ja, gewiß auch wollen, aber können und thun, darauf käme es an, so ausdrücken also, daß wir andern verstehn“ — aber er sagt nichts.) Der Moderne ist wahr. Was nicht wahr ist, kann nicht sein. Fort mit allem Idealismus, der aus Zeiten stammt, die uns innerlich fremd sind. Wir haben bisher mit historischer Objektivität ältere Stile nachgeahmt, jetzt sehen wir ein, daß wir unsre Eigenart dabei preisgegeben haben, und die suchen wir wieder in einer großen Stilleinheit, in der sich die Kirchen von den Bahnhöfen ebenso unterscheiden, wie das Massauer Haus in Nürnberg von der Lorenzkirche oder das Brüsseler Rathaus von der Gudulakathedrale. — Hier möchte nun der Alte das Wort nehmen, aber sein junger Gegner hört ihn gar nicht mehr an, sondern er begiebt sich in den Musiksaal, auch der Erzähler giebt ihn als „prachtvolles Exemplar“ preis und geht ebenfalls den Klängen von Dvoraks Jurianten nach. Jetzt ist es zu spät. Warum hat er nicht früher gesprochen! Mit zwei Zitaten aus Nietzsche über die Nachahmer, die die Historie mißbrauchen und die Zukunft damit verbauen, wird die Streitfrage gegen ihn entschieden.

Wenn dem alten Herrn nun das Protokoll jener Verhandlungen, sein mit Schwabacher Schrift und Buchschmuck auf Büttenpapier gedruckt, zu Gesicht kommt, so wird ihm zu manchen Bemerkungen seines Gegners wohl nachträglich noch einiges einfallen. Jener sagt z. B.: „Eine unüberbrückbare Kluft trennt unsre Anschauungen. Ihnen sind die Stilformen der Vergangenheit künstlerische Ausdrucksmittel von zeitloser allgemeiner Bedeutung; für mich haben sie keine Daseinsberechtigung mehr, sobald die Zeit, aus deren Anschauungen und Strebungen sie erwachsen sind, vorbei ist. Der einzige Schluß, den ich aus der durch das Studium der Kunstgeschichte gewonnenen Erkenntnis, daß jeder historische Stil seine Schönheit hat, daß also jedes Zeitalter die Fähigkeit besessen hat, in eigenartiger Weise schön zu gestalten, ziehe, ist der, daß dann auch unsre Zeit dazu den Beruf, die Kraft und die Fähigkeit besitzt.“ — „Ja, mein verehrtester, rühmlichst bekannter Herr Maler, wie das Protokoll auf Seite 10 Sie so vorteilhaft einführt, wenn Ihr Schaffen und Leisten ebenso kühn ist, wie Ihre Schlußfolgerung, mit andern Worten, wenn Ihre persönliche malerische Phantasie instande sein wird, den ganzen historischen Formenschatz totzuschlagen, dann kommt auf unser beider Meinung und die dazwischen liegende Kluft überhaupt nichts mehr an. Dieses Wenn ist aber für mich noch von allerlei Fragezeichen umgeben, gönnen Sie uns also lieber bis dahin die Freude an dem Alten, das uns vertraut und verständlich geworden ist. Bei Ihrer Linienkunst empfinden wir bis jetzt noch nichts, und Ihre Plakatbuchstaben können wir nicht einmal lesen.“ So etwas wird der alte Herr für sich hinreden. Er könnte sich aber vielleicht auch noch nach einigen unverächtlichen Bundesgenossen umsehen. Im Goldnen Buch (Leipzig, Weber) haben angesehene Männer, Großindustrielle wie Lohmeyer, Kunstverleger wie Georg Hirsh, ferner im Kunstgewerbe thätige Künstler und Theoretiker ihr Urteil über den neuen Stil abgegeben, und durch alle diese Aussprüche geht der Grundton *On est toujours l'enfant de quelqu'un*. Wie die Geschichte bis jetzt zeigt, hat sich in den bestimmenden Formen der Architektur und in dem nebenshergehenden Kleingewerbe etwas Neues von Geltung und Dauer nur aus

dem Alten heraus entwickelt; mit stolzer Abkehr von der Überlieferung allein ist noch niemals etwas erreicht worden. Ein echter Vertreter des Modernen, Hermann Obrist, fürchtet sogar, die neue Richtung möchte durch Presseklame, Künstlerdünkel und vorzeitige Ausnützung von Seiten der Industrie in Mißkredit kommen, ehe sie noch zu Kredit gekommen sei. Hier ist nur noch ein Übel vergessen, das ein tüchtiger Berliner Bildhauer bezeichnet als „eine bisher ungekannte Vergötterung der fremden Kunst gegenüber der einheimischen in den Kreisen der Kunstkritiker.“ Gewiß! Denken wir nur an die Engländerei im Kunstgewerbe, woran uns gerade jetzt wieder die Nekrologe auf John Ruskin erinnern. Ruskin, der die italienische Renaissance als ein Gift ansah und als Grundlagener einer gesunden englischen Kunst außer der Natur und der Zweckmäßigkeit nur noch die gotische Linie zuließ, ist für seine Landsleute ein sehr wichtiger Mann geworden und bis zuletzt gewesen. Sie hatten nicht schwer an ihrer Kunstüberlieferung zu tragen und gingen nun voraussetzungslos und praktisch ohne Mühe den Weg der Nüchternheit, den er für den richtigen erklärte. Daß sie sich daneben noch ein wenig an Sandro Botticelli oder Benozzo Gozzoli erfreuten, mißgönnte er ihnen nicht, er hatte sogar die Geneigtheit, in dieser fremden Geschmacksrichtung ein Zeitbedürfnis, in den Präraffaeliten also etwas Rationales zu erkennen. John Ruskin gehört ganz gewiß zu den großen Verkündigern und Überredern, den Herolden, aber nicht der Menschheit, sondern eines einzelnen Stammes, er war ein Stockengländer, anders als sein Freund Carlyle, und seine ganz auf die Engländer zugeschnittene Kunstlehre, vorgetragen in einem Miscellaneenstil, der auf jede einleuchtende Wahrheit etwa noch ein Duzend Schrullen mit sich führt, hat doch für uns nicht den Wert, daß unsre Kunstkritiker ihm nachzulaufen brauchten. Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben, z. B. Gottfried Semper, der uns mehr ist. Bei Ruskin darf man auch wohl einmal wieder an August Reichensperger erinnern. Er war ebenso national und ein noch strengerer Gotiker, aber er war deutsch, nicht englisch. Wer kennt ihn noch? Gerade jetzt bringt uns der Herdersche Verlag in Freiburg ein Werk über ihn von Ludwig Pastor, auf sehr viel neues Material und eigne Aufzeichnungen gebaut, mit dem wir unsre Leser nächstens bekannt machen werden. — So weit hat uns nun Nées anregende Broschüre weggeführt. Sie schließt mit den Worten: „Noch lebt der alte Gott, er hat uns in den Modernen Sendboten der Wahrheit, Erwecker eines neuen Lebens gesendet. Laß die Toten ihre Toten begraben. Wir wollen uns des Lebens freuen, das um uns blüht in reicher Pracht.“ Das wollen wir ebenfalls, nur möchten wir über die Grenzen von Tod und Leben noch nicht endgiltig entscheiden.

U. P.

Trage Sandalen! Es geht doch nichts über die aufopfernde Nächstenliebe des heutigen Geschlechts. Die Engländer lassen sich\*) totschleifen, um den schwarzen, den braunen und den bloß angebräunten Bewohnern Afrikas die Güter der Zivilisation zu bringen, und alle Fabrikanten werden zu Missionaren, indem sie uns über unser wahres Wohl belehren und uns die Mittel zu dessen Förderung um einen Spottpreis anbieten. Wir gehören nun leider zu den verstockten Sündern, die allen Rettungsversuchen widerstreben und den Zuspruch des Missionars als eine Belästigung empfinden. Daß uns Toril und Odol, Jägerwolle und Kneippkaffee nicht unaufhörlich auf der Straße in die Ohren geschrien werden, verdanken wir nur der Polizei, die ja mitunter auch etwas nützliches thut, und die zahllosen Vorträge, die von gemeinnützigen Vereinen veranstaltet oder von Privatwohlthätern ohne Ver-

\*) Größer noch würde freilich ihr Verdienst sein, wenn sich das Subjekt und das reflexive Objekt etwas vollständiger deckten.

anstellung gehalten werden, brauchen wir ja nicht anzuhören, aber trotzdem können wir dem Rufe zum Heil nicht entgehn; schreit uns doch die Mission von allen Straßenecken, von allen Mauern und Bahnhofswänden in die Augen. Den Reford hat vorläufig Scherl mit seinem schwarz-roten Riesenplakat erreicht, worauf er uns verkündigt, daß schon 300 000 Abonnenten die allein seligmachende Seelenspeise von ihm beziehen. In einem Bahnwartejaale sahen wir neulich zu, wie ein Diener irgend einer Mission und der Bahnpostier miteinander vergeblich eine leere Stelle an den vier Wänden suchten, wo die neueste Heilsbotschaft angeklebt werden könnte. Ebenso wenig können wir den missionierenden Drucksachen entgehn, mit denen die Post unsern Papierkorb füllt. Recht gerührt hat uns eine Zuschrift des Herrn August Schwarzkopf in Erfurt, die lautet: „Von dem beiliegenden Flugblatte beabsichtige ich eine Million Stück drucken zu lassen, und erbitte ich herzlich und dringend Ihre Mithilfe bei der Verbreitung in allen erreichbaren Kreisen.“ Was uns rührt, das ist die Uneigennützigkeit des Mannes. Er ist nämlich Lederwarenfabrikant, sein Flugblatt aber predigt die Heilsbotschaft der Vegetarianer. Es ist überschrieben: „12 Gründe gegen den Fleischgenuß vom Standpunkte des Christentums“ und beweist, daß nicht allein der Fleischgenuß selbst Sünde ist, sondern auch zu allen den Sünden und Lastern verführt, die das Seelenheil gefährden. Wenn nun die Menschen dieser Mahnung folgen und als zweibeinige Ochsen und Kälber Gras fressen, woher wird dann Herr Schwarzkopf die vierbeinigen Ochsen nehmen, die ihm bis jetzt die Häute für sein Leder geliefert haben? Daß er dem Flugblatt ein Preisverzeichnis seiner Sandalen beigelegt hat, die er „allen Naturmenschen, Sportmenschen, Turnern, Vegetariern, Freunden natürlicher Lebensweise und gesunder Denkart“ empfiehlt, ist wohl nur der Portiersparnis wegen geschehn. Die Geistlichen dürften sich bewogen fühlen, Herrn Schwarzkopf zu einer ernsthaften Verhandlung einzuladen, denn er, oder sein theologischer Tintenkuhl, hat in dem Flugblatt nahe an vierzig Bibelstellen nicht allein angeführt, sondern interpretiert. Eine neue interessante Spezies des homo atramentarius venalis! Außer dem politischen und Parteireptil und dem Trinkgeldempfänger der Gründerkonfession hatte man bisher nur den Inseratendichter gekannt. Ein wirklicher Dichter, einer der wirklich lyrischen Talent hat, vertraute uns einmal, daß die Arbeit für die Goldne 110 die einzige Art von Poetenarbeit sei, die ihren Mann nähre. Nun, vielleicht gewinnen jetzt die Schuhfabriken durch ein höheres Angebot den Vegetariertheologen oder auch einen andern, der aus der Bibel beweist, daß man nicht anders als gestiefelt ins Himmelreich eingehn kann.

Made in England! Die Nr. 577 der South Africa vom 13. Januar d. J. bringt auf Seite 133 folgendes: „Ein Mitarbeiter schreibt uns: Meine Frau, die eine Deutsche ist, bekam gestern einen Brief von ihrer in Stuttgart wohnenden Schwester. Darin heißt es: Massenweise fahren hier Leute ab, um für die Buren zu fechten. Es sind keine aktiven Soldaten, sondern ausgediente, die sich jetzt die hohen Summen verdienen wollen, die ihnen angeboten werden.“ Eine Namensunterschrift oder eine andre der Schwere der gegen Deutschland erhobnen Beschuldigung entsprechende Gewähr zu leisten, hat die Redaktion der South Africa nicht für nötig gehalten. Wir hängen den Fall nur deshalb niedriger, weil das in London erscheinende und den südafrikanischen Interessen Englands dienende Wochenblatt überall in den großen Engländerhotels der Riviera und der italienischen Hauptstädte verbreitet ist, also nicht bloß für die niedern Klassen und ihre Erziehung berechnet ist.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig